

Daniel Stalder

Inklusion oder Separation? – Eine Kontroverse

Einführung

Ist die Inklusion wirklich der einzig richtige Weg? Hat die Separation nicht auch ihren berechtigten Platz in unserem Bildungssystem? Auch 27 Jahre nach der Salamanca-Erklärung scheiden sich an diesen Fragen die Geister. Romain Lanners, Direktor des Schweizer Zentrums für Heil- und Sonderpädagogik (SZH), befürwortet die Inklusion. In einem Interview in der Fachzeitschrift von Curaviva zeigt er sich denn auch besorgt darüber, dass die Umsetzung der integrativen Schule ins Stocken geraten ist. Das Interview löste Reaktionen aus. So steht Hubert Hürlimann, Geschäftsführer der Lukashaus Stiftung, den Inklusionsbestrebungen kritisch gegenüber. Um den Austausch zu fördern, haben wir Hubert Hürlimann gebeten, seine Haltung in einem Interview mit dem SZH auszuführen.

Introduction

L'inclusion est-elle vraiment la seule bonne voie possible ? La séparation n'a-t-elle pas aussi sa place dans notre système éducatif ? Même 27 ans après la Déclaration de Salamanque, les avis divergent encore sur ces questions. Romain Lanners, directeur du Centre suisse de pédagogie spécialisée (CSPS), est clairement favorable à l'inclusion. Dans une interview accordée au magazine Curaviva, il se dit préoccupé par le fait que la mise en œuvre de l'école inclusive s'essoufle. L'interview a déclenché des réactions, notamment celle d'Hubert Hürlimann, directeur de la Fondation Lukashaus, critique à l'égard des efforts d'inclusion. Afin de faire avancer la réflexion, nous avons demandé à Hubert Hürlimann de préciser sa position dans une interview qu'il a accordée au CSPS.

Permalink: www.szh-csps.ch/z2021-07-07

Reden Sie mit!

Wir möchten die unterschiedlichen Sichtweisen von Romain Lanners und Hubert Hürlimann nutzen, um ein Gespräch über das Spannungsverhältnis zwischen Inklusion und Separation zu führen. Was denken Sie darüber? Wir freuen uns über Ihren Leserbrief an redaktion@szh.ch. Das Interview von Curaviva mit Romain Lanners ist ebenfalls frei zugänglich: <https://bit.ly/3j3lZpO>

SZH: Im Interview mit Curaviva steht Romain Lanners der Entwicklung, dass die Umsetzung der integrativen Schule ins Stocken gerät, kritisch gegenüber. Der Grund liege unter anderem darin, dass Kinder und Jugendliche mit einer kognitiven oder körperlichen Beeinträchtigung, mit einer Sinnesbeeinträchtigung oder mit ei-

ner Mehrfachbehinderung «in der Tendenz heute immer noch in der Sonderschule beschult» werden. Er ist der Meinung: «Das müsste nicht sein.» Inwiefern sehen Sie das anders?

Hubert Hürlimann: Ich frage mich unweigerlich: Sind wir als heilpädagogische Institution Erfüllungshilfe für die Wirtschaft? Müssen wir



Hubert Hürlimann,
Geschäftsführer der Lukashaus Stiftung
hubert.huerlimann@lukashaus.ch

«Der Leistungsgedanke im integrativen Schulsystem setzt die Schülerinnen und Schüler mit Beeinträchtigung besonders unter Druck.»

dafür sorgen, die Menschen unter einem Leistungsprädikat in die Wirtschaft zu integrieren? Oder sind wir dazu da, sie Mensch sein zu lassen und sich als Mensch entwickeln zu dürfen? Das Leistungsdenken macht mir Sorgen. Wir werden zum Treiber eines Systems: immer besser, immer schneller, immer mehr. Wir müssen aufpassen, den Druck auf die Lernenden und die Lehrpersonen nicht noch weiter aufzubauen. Wesentlich ist doch, dass die Menschen eine Ausbildung bekommen, die ihren Fähigkeiten entspricht. Ich finde es zum Beispiel bedenklich, dass der Druck auf die Schülerinnen und Schüler, die Matura machen zu müssen, zugenommen hat.

Aber greift diese Argumentation nicht etwas kurz? Integration bewährt sich doch für viele Lernende mit Beeinträchtigung, dies zeigen zahlreiche Beispiele.

Klar gibt es Menschen mit Behinderung, die in der Regelschule profitieren. Das bestreite ich nicht. Aber in den nun stagnierenden Zahlen eine besorgniserregende Entwicklung zu sehen – wie es Romain Lanners tut –, verstehe ich nicht. Ich bin froh, dass in der Schweiz das Schulsystem auf Gemeindeebene geregelt ist. Das verhindert nämlich, dass alles von oben bestimmt wird und Veränderungen einfach übergestülpt werden, obwohl die Leute nicht bereit dafür sind. Gerade in Deutschland ist das ein Problem. Vor lauter Integrieren vergessen wir manchmal, dass Menschen mit Behinderung auch auf anderen Wegen glücklich werden können. Wir müssen nicht immer danach streben, jeden Nachteil von Menschen mit Behinderung zu korrigieren, damit alle Menschen in den gleichen Rahmen passen. Dadurch geht die Vielfalt verloren.

Der Artikel 24 der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) formuliert den Anspruch auf inklusive Bildung. Damit wird die Richtung vorgegeben, in die sich das Schulsystem bewegen soll. Gleichzeitig geraten dadurch die Sonderschulen unter Druck. Warum braucht es Ihres Erachtens die Sonderschulen nach wie vor?

In der UN-BRK steht nicht, dass alle Kinder in eine Regelschule müssen. Es geht vielmehr darum, dass jeder Mensch nach seinen Fähigkeiten beschult werden soll, gleichberechtigt und in der Gemeinschaft, in der er lebt. Aber

Gemeinschaft ist nicht gleich Gesellschaft. Und es geht auch nicht darum, die volle Gleichheit anzustreben. Denn dann entsteht Druck, und das ist gefährlich. Ein Beispiel: Wenn man merkt, dass ein Kind kognitiv nur die Zahlen 1 bis 5 überblicken kann, warum muss man ihm dann zehn Jahre lang Mathematik zumuten? Wenn ständig ein Erwachsener hinter dir steht, der deine Leistungen kontrolliert, ist das ein Schulsystem, in dem die Lernenden ständig unter Druck stehen.

Dann ignoriert man aber, dass Integration auch sehr gut funktionieren kann. Im integrativen Unterricht wird Teilhabe für Kinder mit Beeinträchtigung möglich. Und das hat zum Beispiel auch einen positiven Einfluss auf den Selbstwert.

Ja, Menschen mit «schönen» Behinderungen zu integrieren, das geht. Damit meine ich all jene, die nicht eine komplexe Behinderung haben. Und wenn die integrierten Kinder mitkommen und dem Unterricht folgen können, kann sich das natürlich positiv auf ihre Entwicklung auswirken. Aber irgendwann werden auch diese Menschen anstehen. Und das

schwächt den Selbstwert, Mut und Vertrauen gehen verloren. Die «ausserordentlichen» Kinder können sich schlecht mit der vermeintlichen Peer-Gruppe vergleichen. Das führt zu Problemen, gerade in der Pubertät. Wenn man dann aus dem integrativen System rausfällt, kommt das einer Niederlage gleich. Das ist doch ein grosser Stress. Deshalb bin ich der Meinung, dass längst nicht alle Schülerinnen und Schüler in der Regelschule besser aufgehoben sind. Insgesamt ist mir die Integration zu dogmatisch. Sie lässt wenige Nebenpfade zu, nur ihr Rezept gilt. Darunter leidet die Vielfalt und am Ende auch der Mensch, für den ein alternativer Weg passender gewesen wäre.

Sie sind demnach der Meinung, dass es besser wäre, diese Kinder und Jugendlichen von Anfang an in einer Sonderschule zu unterrichten?

Es gibt sicher kein Patentrezept. Was aber nicht von der Hand zu weisen ist: Die Kinder messen und vergleichen sich mit ihren Peers. Sie sind ständig mit Fähigkeiten konfrontiert, über die sie selbst nicht verfügen. Auch Menschen mit weniger ausgeprägten

Das Lukashaus

Das Lukashaus in Grabs (SG) hat eine lange Geschichte. Vor 175 Jahren gegründet, war es zuerst eine Auffangstation für verwahrloste Kinder. Es entwickelte sich um 1900 zu einer Erziehungsanstalt, in den 1950er-Jahren zu einem Sonderschulheim und in den 1980er-Jahren zu einer Institution für Erwachsene mit Behinderung. Heute bietet das Lukashaus über 80 Bewohnerinnen und Bewohnern ein Zuhause und beschäftigt rund 180 Mitarbeitende. Lange war die Institution vom Dorf und seiner Bevölkerung abgeschottet, heute ist das anders: Das Lukashaus ist gut in die Dorfstrukturen integriert. Zu verdanken ist das auch dem Entscheid, das ursprüngliche Areal zu verlassen und Wohnungen direkt im Dorf zu beziehen. Von 27 Wohnungen sind mittlerweile nur noch sieben auf dem Areal. Es dauerte allerdings fast 20 Jahre, bis die «Lukashüüsler» im Dorf wirklich akzeptiert wurden und beide Seiten ihre Berührungängste ablegen konnten. Man begann gemeinsam, statt separiert zu leben. Die Integration ins Dorf hat vieles zum Guten verändert. Sie hat auch zur Selbstbestimmung der «Lukashüüsler» beigetragen, die nun mehr Entscheidungsfreiheit darüber haben, wo sie wohnen möchten.

Behinderungen sind oft nicht wirklich integriert – sie sind halb separiert. Der gemeinsame Unterricht von Kindern mit und ohne Behinderung führt auch deshalb zu Problemen, weil Kinder gemein sein können. Es ist schnell passiert, dass Kinder mit Behinderungen ihre Unzulänglichkeiten von ihren Peers zu spüren bekommen. Das hat für den Selbstwert und für die weitere Entwicklung schlimme Folgen. Und am Ende gibt es auch immer wieder Kinder, die die Regelschule dann doch nicht aufnehmen will.

Glauben Sie nicht, dass gerade auch durch den Kontakt von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung Vorurteile und Ängste abgebaut werden können?

Wir wollen nicht verstehen, welche Herkulesaufgabe wir uns zumuten. Wenn wir von Vielfalt oder Diversity sprechen, dann glauben wir immer, alle integrieren zu müssen und dass wir über die Kontakte Verständnis füreinander schaffen. Wir sprechen heute ja nur über Menschen mit Behinderung, aber es geht auch um die Integration von Migrantinnen und Migranten, von Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus und so weiter. Diese Herausforderung ist meines Erachtens nicht zu lösen.

Inwiefern sehen Sie die Integration auch als Frage der Behinderungsart? Sie sprechen immer wieder von den «schönen», also weniger gravierenden Behinderungen. Wo ziehen Sie die Grenze der Integrierbarkeit?

Bei Menschen, die viel Ruhe und Rückzugsmöglichkeiten brauchen. Gerade Menschen mit einer Autismus-Spektrum-Störung sind auf individuelle Lösungen angewiesen.

Wenn man da nicht auf die einzelne Person zugeschnittene Lösungen bieten kann, wird der Integrationsversuch scheitern. Und wenn wir von Menschen mit komplexen Behinderungen sprechen, ist sowieso klar, dass die Integration nicht funktionieren kann, weil es da um ganz andere Themen geht: Diese Menschen brauchen zum Beispiel Berührung oder andere Formen von Stimulanz, um mit sich und der Aussenwelt in Kontakt zu treten. Es gibt viele Behinderungen, die aus diesem System herausfallen.

Das Lukashaus ist eine Institution, die einen separativen Ansatz verfolgt. Sie selbst lehnen die Inklusion auch nicht kategorisch ab. Das zeigt sich zum Beispiel in Ihren Bemühungen, das Lukashaus als Institution besser in die Dorfstrukturen zu integrieren. Plakativ gesprochen tragen Sie zwei Hüte. Wann sprechen Sie sich für Inklusion aus und wann dagegen? In welchen Fällen zweifeln Sie an der Inklusion als Massnahme? Variiert ihre Haltung abhängig von der Behinderungsart eines Menschen?

Bei meiner Tochter stellte man Hochintelligenz fest. Ich wollte damals aber nicht, dass sie eine Sonderförderung bekommt. Es war mir wichtig, dass sie im «normalen» sozialen Gefüge bleibt und weiterhin mit ihren Freundinnen und Freunden sein kann. Bei meiner Tochter habe ich mich also gegen die Separation ausgesprochen. Andere Beispiele sind etwa Menschen mit Sinnesbehinderungen, die ihre Nachteile ausgleichen können. Mir ist aber wichtig, dass man auf die Begabungen und Bedürfnisse eines jeden Menschen schaut. Wenn er fähig ist, seinen Nachteil auszugleichen und stark genug, in einer Gruppe von Menschen ohne

Behinderung seinen Platz zu behaupten, dann kann Integration funktionieren. Das geht heute oft vergessen. Man integriert, ohne diese Fragen zu stellen. Den Schülerinnen und Schülern, die viel Ruhe und Rückzugsmöglichkeiten brauchen, können wir die nötigen Rahmenbedingungen in integrativen Klassen nicht bieten. Es geht um die Bedürfnisse des Einzelnen und nicht darum, in die Normvorgaben einer Gesellschaft zu passen. Man darf Inklusion nicht ideologisch verstehen, man muss immer den Einzelfall betrachten.

Sie befürworten die Inklusion als Ideal. Wird sie zur Ideologie, sehen Sie darin ein Problem. Können Sie Ihre Haltung diesbezüglich etwas ausführlicher?

Es ist nicht möglich, ideologisch zu arbeiten und zu glauben, man könne dadurch etwas nachhaltig ändern. Wir müssen auf eine Haltungsveränderung hinarbeiten. Das braucht Zeit: Ich bin überzeugt, Inklusion ist ein Projekt für Generationen. Wir sollten die Lehrpersonen nicht gleich überfordern. Ein Vorhaben stur zu verfolgen, ohne die nötigen Ressourcen dafür zu haben oder bereitzustellen, ist heikel. Wir fordern Inklusion, sind aber gar nicht bereit dafür. Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass wir Kinder mit Behinderungen integrieren wollen, gleichzeitig aber niemand mehr ein Kind mit Behinderung haben will. Darauf weisen die zunehmenden Vorsorgeuntersuchungen während der Schwangerschaft hin.

Glauben Sie, dass Kinder und Jugendliche, die integrativ beschult werden, nicht insgesamt die besseren Chancen haben, in der Gesellschaft zu partizipieren? Kann die Eingliederung in eine

sonderpädagogische Institution nicht auch vieles verhindern?

Natürlich geht es nicht in erster Linie darum, mehr Menschen in separate Settings zu bringen. Aber in vielen Fällen kann das helfen – auch vorübergehend. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Eine junge Frau, die auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Stelle gefunden hat, war überglücklich, als sie bei uns im Lukashaus eine Ausbildung beginnen konnte. Sie war schliesslich fünf Jahre bei uns. Dann wurde es Zeit für sie weiterzuziehen. Sie fand eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt und ihre neuen Arbeitgeber waren sogar bereit, gewisse Rahmenbedingungen für sie anzupassen. Am Ende waren alle glücklich über die gelungene Integration. Aber ohne die zwischenzeitliche Separation hätte das nicht funktioniert. Die Lösung liegt meiner Meinung nach in der Vielfalt der Angebote, um auf die Vielfalt der Menschen mit Beeinträchtigung reagieren zu können.

Aber wer integrationsfähig ist, den soll man integrieren?

Ja, ich möchte allerdings noch ein Aber anfügen: Man muss vorsichtig sein, wo man die Grenze zieht – insbesondere, wenn wir Integration etwas umfassender verstehen: Wer möchte zum Beispiel mit einem Jugendlichen in den Ausgang, der sabbert und sein Plüschtier mit sich herumträgt? Oder mit einem Jungen, bei dem sich die Sexualität gerade entwickelt und der mit seinen Händen ständig an seinem Geschlecht herumspielt? Wer geht mit denen aus? Im Unterricht sind sie vielleicht einigermaßen integriert, aber ausserhalb des Klassenzimmers sieht die Welt wieder anders aus. Ganz abgesehen davon, dass auch in der Schule solche Verhaltensweisen schwer auszuhalten sind.

Als bekennender Zweifler wenden sich viele Heilpädagoginnen und Heilpädagogen an Sie. Sie kennen deshalb einige Fälle, in denen die Inklusionsbemühungen gescheitert sind. Woran lag es?

Ich schildere Ihnen ein Beispiel einer Heilpädagogin aus Deutschland. Sie erzählte mir von einem Kind aus ihrer Klasse, das nicht länger als 15 Minuten auf seinem Stuhl sitzen könne. Dann krabbe es auf dem Boden rum, lecke diesen ab und gehe die anderen Kinder beißen, die in den Bänken sitzen. In diesem Fall sei die Inklusion Pflicht. Sie müsse mit diesem Kind zurechtkommen. Solche Fälle sind für mich eine Katastrophe. Das führt einerseits dazu, dass sich andere Kinder langweilen, weil die Lehrperson nur am Feuerlöschen ist. Andererseits kann man sich ausrechnen, was ein solches Verhalten für das soziale Gefüge bedeutet.

Ist das nicht ein Ressourcen-Problem? In vielen Klassenzimmern gibt es längst neue Formen des Unterrichts, die sehr vielversprechend sind.

Heute sind die Kinder unter ständiger Kontrolle. Wollen wir das wirklich? Dürfen die Kinder nicht mehr so sein, wie sie sind – ohne Beobachtung im Unterricht? Es liegt nicht immer an fehlenden Ressourcen. Vielmehr geht es um die Frage, wie die Ressourcen zum Wohle des Kindes eingesetzt werden können.

Was halten Sie vom Vorschlag von Romain Lanners, dass Regel- und Sonderschulen Wege der Zusammenarbeit finden sollten, damit auch Schülerinnen und Schüler mit komplexen Beeinträchtigungen an Aktivitäten der Regelschule teilnehmen können?

Wichtig ist, dass nicht missioniert wird. Wir brauchen tausend Ideen – wir brauchen Vielfalt. Ich zweifle am Versuch, in einem System alles unter einen Hut zu bringen. Aus heutiger Sicht finde ich den Vorschlag der Zusammenarbeit sinnvoll, damit Menschen mit und ohne Behinderung miteinander in Berührung kommen. Im Lukashaus organisieren wir zum Beispiel Weihnachtsspiele. Da treffen die Bewohnerinnen und Bewohner des Lukashauses auf Lernende der örtlichen Schule. In diesem Rahmen können Begegnungen stattfinden.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft in Bezug auf das Spannungsverhältnis von Inklusion und Separation?

Wir können nicht sicher sein, dass die Integration wirklich das Nonplusultra ist. Deswegen sollten wir von der Dominanz einer einzigen Lösung für alle wegkommen. Im Kern geht es um die Wertschätzung des Menschen und nicht um Abschlüsse. Wir sollten lernen, Mehrdeutigkeiten zu akzeptieren, denn es gibt nicht eine einzige Wahrheit. Deswegen wünsche ich mir mehr Verständnis für separate Formen. Die Schule ist immer noch sehr stark auf Wissensvermittlung ausgerichtet. In so einem Umfeld ist es gerade für Menschen mit ausgeprägten Behinderungen schwierig, mitzuhalten. Wenn man von der Wissensvermittlung und dem Leistungsgedanken wegkommt und sich auf andere Werte besinnt, haben Menschen mit einer Behinderung bessere Chancen, an Bildung und Gesellschaft teilzuhaben.

*Daniel Stalder
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
SZH / CSPS
daniel.stalder@szh.ch*